

Um Herz und Diadem.\*)

Novelle von M. Heimwald.

Schwül lag die Nachmittagssonne auf dem Walde; kein fühlender Hauch streifte die Blätter, die well und schlaff von den Bäumen niederhingen; tiefe Stille herrschte und nur selten huschte ein Vogel auf oder durchbrach ein scheues Netz die Sträucher; nichts störte den Schlummernden, der, von der Hitze überwältigt, an einer Eiche sich gelagert.

Er mochte wohl eine halbe Stunde so geruht haben, als es im Gebüsch knisterte; er hörte es nicht, hörte auch nicht den leisen Tritt der schlanken Mädchengestalt, die leicht und anmuthig zwischen den Bäumen daherschritt. Ein weißes Kleid umhüllte die zierliche Figur, die eben erst der Kindheit entwachsen schien; ein Kranz von wilden Rosen, leicht und luftig gewunden, ruhte auf dem glänzenden blauschwarzen Haar, das in schweren langen Flechten niederfiel und gar seltsam mit den großen blauen Augen, die träumerisch, fast melancholisch sahen, contrastirte.

Sie sah den Schläfer erst, als sie dicht vor ihm stand; wie gebannt blieb sie stehen und schaute auf das männlich schöne Antlitz mit dem dichten braunen Vollbart. Sie wußte nicht, was es war, was sie plötzlich durchzuckte, ihr Antlitz glühend, ihr Herz schneller schlagend machte; es war ihr, als müßte der Schläfer davon erwachen, so laut und heftig pochte es; sie wollte fort und konnte nicht, mit magischer Gewalt zog es sie immer wieder zurück.

Und wirklich öffnete der Schlummernde die Augen, staunend sah er auf die liebliche Erscheinung. „Ist dies ein Traum, der mich weckt?“ flüsterte er halb laut, die Augen wieder schließend, um sich zu überzeugen, daß er wache; doch als er auf sah, war die holde Erscheinung verschwunden. Wohl schien es ihm, als schimmere durch die Büsche noch ihr weißes Kleid, im nächsten Augenblick doch sah er auch dies nicht mehr. „Es war ein Traum“, seufzte er, „ein schöner Traum.“

Endlich erhob er sich und ging langsam von dannen; er achtete nicht auf den Weg, es war ihm gleich, wohin er ging, wann er nach Hause kam. Er hatte Niemandem Rechenschaft zu geben; frei war er und machte von seiner Freiheit unumschränkten Gebrauch.

Camillo war der jüngere Bruder des regierenden Fürsten eines kleinen Ländchens, und da dieser zwei Söhne besaß, hatte Camillo nach der im Fürstenhause herrschenden Erbfolge keinen Anspruch auf den Thron. Er lebte nur den Wissenschaften, hatte große Reisen gemacht und sich endlich in einem stillen, entlegenen Winkel aus einer öden, unwirthbaren Gegend ein kleines Paradies geschaffen. Oft streifte er viele Tage in den Wäldern ganz allein umher, ohne daß es seiner Dienerschaft auffiel; sie war an die seltsamen Launen ihres Herrn gewöhnt. „Wenn ich nur wüßte“, murmelte er im Gehen, „wo ich diese wunderbar leuchtenden Augen schon gesehen? Woher kam diese Feengestalt?“

Ein Busch wilder Rosen stand am Wege, träumerisch pflückte er eine davon, sie sich ins Knopfloch steckend mit den Worten: „Wilde Rosen schmückten auch sie, wo — aber wo?“ Unwillig schalt er sich: „Bist Du ein Knabe, das Dich ein Traumbild gefangen hält? Ist es denn gar so wunderbar, wenn mitten im Walde Deine erblühte Phantasie Dir eine Fee vorspiegelt? Willst Du mit vierunddreißig Jahren noch zum Träumer werden? Schäm' Dich!“

Lange schon war er umhergeirrt, als die Sonne verschwand und dunkle Wolken den Himmel überzogen. Blitze zuckten, von fern hallte der Donner, große schwere Tropfen begannen zu fallen. Der Fürst kümmerte sich nicht darum; Wind und Wetter störten ihn nicht, manche Nacht schon hatte er in alten, halb verfallenen Köhlerhütten zugebracht, vielleicht war ihm das Glück auch heute günstig.

Auf einmal blieb er stehen und horchte. Was war denn das? Klängen da nicht die Töne einer Geige an sein Ohr? Er konnte nicht weit von Menschen sein. Seinen Schritt beschleunigend, war er in wenigen Augenblicken am Saume des Waldes angelangt. Vor ihm lag in friedlicher Stille ein kleines Häuschen, von Weinreben dicht umschattet.

Ein Fenster stand offen, aus ihm kamen die Klänge, die in ihrer seltsamen Eigenart seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Bald wild und feurig, bald leise klagend, bald leidenschaftlich, als wollten sie mit ihrer Gluth alles fortreißen, dann wieder sehnend und schmelzend, durch alles aber zog der Ton der Wehmuth und Klage um verlorenes Glück.

Wer konnte hier so spielen? Camillo trat an das zweite, geschlossene Fenster. Ein leises „Ah“ entschlüpfte seinen Lippen, während seine Augen fest auf der Gruppe hasteten, die seinen erstaunten Blicken sich zeigte. Im sauberen, bequem eingerichteten Stübchen saß in einem alten, hohen Lehnstuhle der Geiger. Sein braunes, von tiefen Furchen durchzogenes Angesicht mochte wohl einst schön, sein Haar, das jetzt schon Silberfäden zeigte, ehemals schwarz gewesen sein. Das Auge konnte wohl einst stolz und feurig geblickt haben, jetzt brach selten noch ein Strahl der alten Gluth daraus hervor. Zu seinen Füßen saß auf einem Schemelchen — Camillos wunderfame Walderscheinung. Noch umhüllte das weiße Kleid die zarte Gestalt, noch schmückten die wilden Rosen ihr schwarzes Haar. Die Hände gefaltet saß sie, den Klängen des alten Geigers lauschend. Er spielte die abenteuerlichen, phantastischen Weisen jenes geheimnißvollen, ruhelosen Volkes, das heimathlos und flüchtig die Welt durchzirt, selten ein gern gesehener Gast, der Patrias der civilisirten Gesellschaft, der Zigeuner. Wie aber kommen Sie hierher? Wer war dies Kind, dessen Kleidung nichts weniger als zigeunerartig war? Keugierde war sonst nicht des Fürsten Fehler, hier aber regte sich ein Interesse für die sonderbaren Bewohner des Häuschchens; er mußte wissen, wer sie waren und wie sie hierher gekommen. — Das Wetter, welches immer heftiger wurde, diente ihm zum Vorwand, schnell

entschlossen trat er in das Häuschchen und klopfte an die Stubenthür. Die Geige verstummte. Ohne das „Herein“ abzuwarten trat Camillo ein: „Gefallen Sie einem verirrtten Wanderer, den das Wetter verschlagen, ein Obdach für kurze Zeit!“

Der Geiger erhob sich ihm freundlich die Hand bietend: „Ein Obdach für den Verirrten, ein Lager für den Müden, und eine Erquickung für den Hungernden ist in des Lejos Hütte stets zu finden. Willkommen, fremder Herr!“

Diese Worte wurden von einer wohlklingenden tiefen Stimme in gutem Deutsch gesprochen, welches nur durch einen unbedeutenden, fremdländischen Accent eine etwas seltsame Färbung erhielt.

Das holde Mädchen war aufgesprungen und sah den Fremden jetzt mit denselben märchenhaften Augen träumend an, wie im Walde, wieder glitt es flammend über ihre Stirn und ließ sie nur noch lieblicher erscheinen.

„Heddy“, befahl der Alte, „bring' unserm Gaste einen Stuhl. Nehmt Platz, Herr, und laßt es Euch bei uns gefallen. Heddy, besorge das Abendbrot, es ist ohnehin schon spät; Ihr werdet unser kleines Mahl nicht verschmähen, Herr, das Wandern macht hungrig. Spute Dich, Heddy.“

Die Tochter kam folgsam dem Gebote des Vaters nach, geschäftig hin- und hereilend, bis der Tisch gedeckt war.

Camillo bemerkte mit Erstaunen einen gewissen Wohlstand und eine Sauberkeit, die sonst selten bei den rauhen Kindern der Pflanz zu finden ist. Gern hätte er seine Keugierde befriedigt, doch wollte er nicht so mit der Thür ins Haus fallen, da Mißtrauen gegen alle neugierigen Fragen diesem seltsamen Volke eigen ist.

Er hatte wirklich Hunger bekommen von dem Marsche und ließ es sich gut schmecken, zumal der Alte es verstand, den liebenswürdigen Wirth zu spielen, und auf freundliche, herzliche Weise seinem Gaste bald die frische Butter, bald den duftenden Honig oder die süße Milch anbot. Nicht die feinsten, ausgesuchtesten Speisen seiner Tafel hatten dem Fürsten so gemundet, wie dieses einfache Mahl. Von Heddy hatte er noch kein Wort vernommen; dies seltene Wesen, halb Kind, halb Jungfrau, schien ebenso scheu, wie zierlich und anmuthig zu sein.

Der Donner hatte nachgelassen, nur der Regen goß noch in Strömen herab. Lejos war, während sein Kind geräuschlos abräumte, ans Fenster getreten und schaute besorgt hinaus: „Ihr könnt heute nicht fort, Herr; die Nacht wird finster, die Wege sind hier überall schlecht und durch den Regen grundlos. Laßt es Euch diese Nacht unter meinem Dache gefallen, morgen früh, wenn die Luft aufgeklärt und die Sonne wieder scheint, findet Ihr den Weg leicht wieder. Nehmt meinen Rath und mein Anerbieten, für heute mein Gast zu sein, an.“

Camillo nahm es freudig dankend an; vielleicht war dem freundlichen Wirth etwas über seine Vergangenheit zu entlocken. Heddy hatte unterdeß die Lampe angezündet. Während die beiden Männer sich wieder setzten, fragte der Fürst gespannt: „Ist das Eure Tochter?“

„Meine Tochter, mein einziges Kind“, erwiderte der Alte, indem er zärtlich liebevoll des Mädchens Stirne strich: „Heddy, mein Kind, singe uns etwas!“

Erwartungsvoll sah Camillo auf Heddy; fast glaubte er, eine verschämte ablehnende Antwort hören zu müssen, doch gehorsam nahm des Zigeuners Kind die Geige. Camillo liebte dies Instrument in Damenhänden nicht; selten sieht es gräßlich aus; doch diesem Waldkinde verlieh es einen eigenthümlichen Reiz. Leise, ganz leise, fast zaghaft ließ sie die ersten Töne erklingen. Camillo erwartete eines der feurigen Pustalieder zu hören und lauschte daher nicht wenig erstaunt, als er ein deutsches Lied vernahm, dessen Worte lauteten:

Im hellen Mondenshimmer  
Da denk' ich Dein, Du mein,  
Der Sterne licht Gemimmer  
Soll unser Vort sein  
Der bringt zu dieser Stunde  
Viel tausend Grüße Dir,  
Und bringet mir die Kunde,  
Daß stets vereint wir  
Ob nah, ob fern, ob Land und Meer  
Sich zwischen uns auch stellen,  
Die Liebe steigt darüber her,  
Klinget über Meereswellen.  
Und flüstert Dir im Traume lei:  
„Ich Dein, Du ewig mein!“  
Dies soll allein die rechte Weis'  
Für uns're Herzen sein!

Mit weicher, melodischer Stimme und tiefer Innigkeit sang Heddy dieses Lied; der Vater saß, den Kopf in die Hände gestützt, in Erinnerung versunken.

Camillo war ans Fenster getreten, seine tiefe Bewegung zu bemerken. Jetzt wußte er, wo diese blauen Augen ihn schon angeschaut, wo er dieselbe liebliche Stimme schon gehört.

Lange, lange war es her, seit Camillo dies Lied in frühesten Jugendtagen aus heißgeliebtem Munde vernahm; er nur allein wußte, was er damals gedichtet, was es doch sein eigen Lied, das diese holden Lippen sangen. Wie aber kam es hierher? Wie kam dies Kind zu den blauen Augen der schönen Ministerstochter, die, als Camillo noch ein Knabe war, als liebliches Maienröschen am Hofe seines Vaters erblühte, die eines Tages so plötzlich verschwunden, ohne daß ein Mensch sie wieder etwas von ihr gehört. Heddy konnte unmöglich des Zigeuners Kind sein.

„Woher habt Ihr das Lied, Heddy?“ fragte er. „Ihr heißt doch Heddy? Nicht?“

Sie nickte nur leicht und antwortete dann leise und schüchtern: „Es war das Lieblingslied meiner Mutter“, und erröthend setzte sie hinzu: „Der Vater hat es am liebsten.“

Es war ihr, als bedürfte sie einer Entschuldigung, daß sie gerade dieses Lied gesungen; sie wußte selbst nicht, warum sie es gewählt, es war ihr eben im Augenblick kein anderes eingefallen.

„Das Lieblingslied Eurer Mutter?“ fragte Camillo tief bewegt.

Da erhob Lejos den Kopf und seufzte wehmüthig: „Ja, Herr, das Lieblingslied ihrer Mutter, meines heißgeliebten Weibes, meiner unvergeßlichen Hedwig. Nach ihr heißt auch mein Kind, Heddy ist nur die Abkürzung von Hedwig.“

„Hedwig?“ rief der Fürst in solch' heftiger Bewegung, daß der alte Zigeuner ihn erstaunt, fast forschend betrachtete.

Camillo faßte sich und unterdrückte die Worte: „so hieß auch sie.“

„Hedwig ist — ein deutscher Name?“ fragte er nur.

„Mein Weib war eine Deutsche“, erwiderte der Alte. „Sie liebte den wilden Sohn der Pflanz und zog mit ihm hinaus in seine Heimath; sie kannte kein größeres Vergnügen, als beim flackernden Feuer den Klängen des Gzardas zu lauschen, die damals ganz anders aus meiner Geige kamen als heute. O, Herr, der Lejos ist nur noch der Schatten seiner selbst, seit sie ins Grab gesunken, und hätte ich mein Kind, meine Heddy nicht, um dertwillen ich noch leben muß, ich glaube, wir wären längst vereinigt.“

Der Alte ahnte nicht, wie tief er seinem Gaste in die Seele schnitt.

Den Zigeuner hatte sie geliebt? War mit ihm davongegangen? Und seine Liebe? Warum hatte sie dann dies Lied gesungen, als sie an ihrem sechzehnten Geburtstag beim Pfänderpiele ihr Pfand durch ein Lied einlöste? Warum gerade dieses, welches er in glühender Schwärmerei einige Tage vorher zwischen ihre Fenster zu legen gewußt?

Der Knabe glaubte sich damals verstanden und schwelgte in Seligkeit, als sie es sang; am andern Tage war sie verschwunden und als sie nicht wiederkehrte, fiel Camillo in eine schwere Krankheit, die seine fürstlichen Eltern um sein Leben besorgt machte. Lange nachher noch wich das Bild nicht aus dem jungen Herzen, doch nach und nach erblaste es und schließlich schwebte es nur noch als roßige Wolke am Horizonte seiner Jugend. Nie wieder hatte er geliebt, so viel er auch die Welt durchstreift, nie hatte ein Weib verstanden, ihn zu fesseln. Was war es heute, das ihn zu diesem lieblichen Kinde zog? War es einzig das Bild der Mutter, welches ihm aus diesem Bilde entgegenstrahlte, trotz des schwarzen Haars, das Heddy vom Vater hatte?

„Hatte Euer Weib auch solch' tiefschwarzes Haar, wie Euer Kind?“ fragte er, als ob er die Bestätigung seiner Gedanken suchen wollte.

„Meine Hedwig? Nein, die hatte lichter, blondes Haar, in der Sonne fast golden schimmernd. O, sie war schön, war die verkörperte Poesie“, rief der Zigeuner begeistert. „Nur die Augen ihrer Mutter hat mein Kind, und deshalb liebe ich's so sehr; ein Theil von mir, ein Theil von ihr in diesem Wesen ganz vereinigt.“ Er drückte einen Kuß auf seines Kindes Stirn. „Doch Herr, es ist schon spät, Ihr werdet müde sein, wollt Ihr Euch nicht zur Ruhe begeben?“

Es war dem Fürsten recht, es war ihm Bedürfniß, jetzt allein zu sein.

Der Alte wollte ihn selbst zu seinem Lager führen; während er ein Licht anzündete, bot Camillo dem jungen Mädchen die Hand, das schweigend mit niedergedrückten Augen am Tische stand. „Gute Nacht, Heddy!“

So einfach die Worte klangen, so tief drangen sie in des Kindes Herz; sie fühlte seinen Blick ohne die Augen aufzuschlagen. „Gute Nacht, Herr!“ lächelte sie kaum hörbar, während ihre kleine Hand sich zitternd in die seine legte. Einen Augenblick hielt er sie fest, seine Augen ruhten voll Innigkeit auf der holden Mädchennose; er hätte sie an sich ziehen, sie küssen mögen, doch er bezwang sich; ein leiser Druck der Hand, dann ging er dem Vater nach, der bereits an der Thür seiner wartete. Heddy sah ihm wie abwesend nach, sie dachte nichts, sie fühlte nichts, nur „Gute Nacht, Heddy“, klang in ihrem Herzen noch das Echo seiner Worte nach und wollte nicht verhallen; sie wagte kaum zu athmen, und wer sie jetzt gesehen, würde sie für eine Nachtwandlerin gehalten haben. Erst der zurückkehrende Vater brachte sie wieder zu sich; seine zärtliche Umarmung, als er ihr den gewohnten Kuß vor dem Schlafengehen gab, erwiderte sie heute eigenthümlich leidenschaftlich.

„Gute Nacht, mein Kind, schlafe sanft!“

Des Vaters „Gute Nacht“ erschien ihr so ganz anders wie sonst; wenn es auch zärtlich war, glitt es doch über ihre Seele hin, wie der leise Windhauch nur die Wellen leicht bewegt; des Fremden Wort jedoch drang tief, so tief, und selbst im Traum noch hörte sie nichts als immer wieder nur die Worte: „Gute Nacht, Heddy!“

Jeder der drei Bewohner schlief diesen Abend mit anderen Gefühlen ein. Lejos hatte die Erinnerung an sein Weib angegriffen, noch nie hatte er vor Fremden von ihr gesprochen, — sie war das Heiligthum seiner Seele und Heddy darin sein größtes Kleinod.

Camillo lag lange, ehe er einschlafen konnte. War es ein blinder Zufall, der ihm Heddy heute im Walde vorüberführte, ihn an des Zigeuners Hütte gebracht? Zufall! Ist es nicht nur ein buntes, unberechenbares Spiel der Vorsehung? — Heddy! Wie reizend klang ihm dieser Name! Wie lieblich war dieses scheue, zarte Kind. Der Abend schien ihm fast ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht.“ Was ihn bewegte, er gab sich noch keine Rechenschaft darüber, wollte es auch nicht, wollte das Dunkel noch nicht lüften, das seine Seele geheimnißvoll umwoben, doch als er endlich einschlief, brachten die neckischen Kobolde des Traumgottes, ihm zum Trost, Klarheit in seine Gedanken und seine Gefühle. Abwechselnd sah er sich bald im stolzen Schloß, bald in dem kleinen, weinunranken Häuschchen. Hedwig von Saalfeld, die lichte Maienrose stand vor ihm, um plötzlich mit schwarzem Haar Heddy zu sein, die, mit den träumerischen, wunderfremd leuchtenden Augen ihrer Mutter, immer wieder die Worte sang:

\*) Unberechtigter Nachdruck verboten.

200,

199.

nte

men- und Herren Uhr an, desgl. Nachm. drei zu- Herren über der parz. n außer